

Rezensionen

Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft, Bad Heilbrunn/OBB. Verlag Julius Klinkhardt 2004.

Auch das Wissen der Geschlechterforschung, ihre Methoden, Theorien, Perspektiven und ihre wissenschaftshistorische Genese erfahren in jüngerer Zeit eine Kanonisierung und Ordnung durch Handbücher. So erschien 2004 im Verlag für Sozialwissenschaften das von Ruth Becker und Beate Kortendieck herausgegebene Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung und auch die Erziehungswissenschaft tritt mit einem disziplinbezogenen „Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft“ markant hervor.

Die Systematisierung und Zusammenstellung war angesichts der produktiven und vielfältigen Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung im erziehungswissenschaftlichen Kontext seit mehr als einem viertel Jahrhundert an der Zeit. Dabei spricht es für ein zeithistorisches Bewusstsein der in der Geschlechterforschung seit langem sichtbaren und etablierten Herausgeberinnen Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel, dass sie das Handbuch einer Pionierin der Frauen- und Geschlechterforschung, Doris Knab, zum 75. Geburtstag widmen.

So betonen denn Glaser, Klika und Prengel eingangs auch ein wissenschaftspolitisches Ziel, bevor sie auf die wissenschaftlichen Intentionen eingehen: „Das Handbuch soll die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung in allen pädagogischen Fachgebieten stärken und fördern.“ (S. 9)

Als Zwischenbilanz, die den Stand der Forschung, die theoretische Breite und die damit verbundenen Spannungsverhältnisse, die Zugänge in Teildisziplinen und Feldern repräsentieren soll, ist das Handbuch angelegt. Um eine Zwischenbilanz mit Ausblick handelt es sich auch in dem Sinne, als dass nicht nur jeder einzelne Beitrag die spezifischen Forschungsdesiderata auszuweisen hat, sondern insgesamt der Prozesscharakter von Geschlechterforschung verdeutlicht und mithin zu neuen Forschungen und Systematisierungen aufgefordert werden soll. Dies ist an sich kein Alleinstellungsmerkmal der Geschlechterforschung, sondern ein genereller wissenschaftlicher Anspruch, gleichwohl hat sich gerade die Geschlechterforschung zeitweise als ein Ort besonders intensiver Debatten und Kontroversen erwiesen. Dies stellen auch Edith Glaser und Karin Priem in einem den Themenfeldern voran-

gestellten Beitrag zur Wissenschaftsforschung, mit dem die Lektüreperspektiven wissenschaftshistorisch und -theoretisch sensibilisiert werden könnten, dar.

Folgende Themenfelder werden im Anschluss an die durchaus strukturierend gedachte wissenschaftstheoretische Analyse von Glaser/Priem z.T. großzügig bearbeitet: 1. Theoretische Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, 2. Bildungshistorische Zugänge der Frauen- und Geschlechterforschung, 3. Gender in Teildisziplinen und Handlungsfeldern, 4. Methodologie und Forschungszugänge.

In den 17 Beiträgen über theoretische Perspektiven (Teil I) stellt sich nicht nur die Heterogenität der Frauen- und Geschlechterforschung, sondern der Disziplin Erziehungswissenschaft insgesamt eindrucksvoll dar. Von einer Ordnung des Wissens kann hier allerdings keine Rede sein, insofern folgt das Handbuch eher dem klassischen Muster des Sammelns und Präsentierens. Dagegen spricht im Prinzip nichts, aber das Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft bringt sich so um die Möglichkeit einer Theoriensystematik innerhalb der Erziehungswissenschaft. Darüber hinaus bleibt gerade im ersten Themenfeld unklar, warum in einigen wenigen Beiträgen ein erziehungswissenschaftlicher Grundbegriff den Ausgangspunkt bildet, so z.B. „Bildung“ (Klika), „Generation“ (Heinzel) oder „Sozialisation“ (Hagemann-White) in anderen hingegen spezifische Theorien als „Grundlage“ für erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung propagiert und beschrieben werden, beispielsweise die Zeichentheorie (Casale/Larcher). Nicht nur stellt sich dabei die Frage, warum als Begriffe Erziehung, Zeigen oder Lernen nicht systematisch aufgegriffen werden, sondern offen bleibt auch, ob sich hinter der Zuordnung zu theoretischen Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung – und um die geht es hier – eine gewisse Beliebigkeit verbirgt. Einmal geht es um theoretische „Beiträge“, dann wieder um „Zugänge“, schließlich auch um „Konzepte“, um „Anregungen“ und „Herausforderungen“ oder um konjunktionale Zugänge wie „Männerforschung und Erziehungswissenschaft“ (Forster/Rieger-Ladich). Insofern hat die Frauen- und Geschlechterforschung möglicherweise selbst wenig zur theoretischen Stringenz der Erziehungswissenschaft beigetragen, aber sehr wohl zahlreiche theoretische Impulse gegeben. Ungeachtet dieser kritischen Überlegung bieten nahezu alle Einzelbeiträge einen guten Einblick in den Stand der Diskussion und die jeweiligen theoretischen Grundfragen. U.a. Karin Amos mit ihrem Beitrag über diskurstheoretische Zugänge und Friederike Heinzel über Generationentheorien ist dies außerordentlich gut gelungen.

Das Handbuch bietet darüber hinaus einen hervorragenden Über- und Einblick in das Ausmaß und die Bedeutung der Geschlechterforschung in erziehungswissenschaftlichen Teildisziplinen und Handlungsfeldern (Teil III). Alle hier versammelten Beiträge beispielsweise über Familienerziehung (Micus-

Loos/Schütze), über Fachdidaktiken (Kiper), über die Kinder- und Jugendhilfe (Bitzan) oder Medienpädagogik (Schründer-Lenzen) lassen sich sehr gut in Lehrveranstaltungen einsetzen. Hier bewährt sich die den Beiträgen eingeschriebene Grundstruktur, die nach einer kritischen Sichtung und Präsentation des state of the art stets auch die Defizite und Forschungslücken im Auge behält. Allerdings fällt auf, dass viele Beiträge eher im deutschsprachigen Diskurs verhaftet bleiben und nur wenige Autorinnen und Autoren wie Edgar Forster den internationalen Kontext herausarbeiten. Deutlich wird in diesem gesamten Themenfeld, wie eng Forschung und Theoriebildung im Rahmen von Geschlechterforschung mit politischem Engagement einerseits und politischen Strukturvorgaben etwa in der Bildungs-, Wissenschafts- und Sozialpolitik andererseits zusammenhängen. Diese Kontexte kontinuierlich herauszustellen, ist zweifellos ein wesentlicher Ertrag des vorliegenden Handbuchs.

Die bildungshistorischen Zugänge (Teil II) werden durch vier Beiträge abgedeckt: Elke Kleinau zieht den Wandel der Sozialgeschichte und ihre Bedeutung für die Frauen- und Geschlechterforschung nach, Brita Rang die Ideengeschichte, Margret Kraul befasst sich mit der Konstruktion von Klassikerinnen und Meike Baader legt dar, wie sich in der historischen Geschlechterforschung der cultural turn vollzogen hat. Insgesamt haben historische Fragen, das zeigen alle vier Beiträge, der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung wesentliche Impulse gegeben. Die Aufarbeitung der Geschichte, sei es der des Mädchenschulwesens, der Professionalisierung von Lehrerinnen und Sozialarbeiterinnen, darauf macht Kleinau aufmerksam, hat bislang ihre Lücken in vergleichenden Studien, die sich nicht auf Westeuropa oder die USA beziehen. Dabei sei ein Blick in die angrenzenden mittel-, süd- und osteuropäischen Territorien längst überfällig (Kleinau). Das quantitative und qualitative Ausmaß international vergleichender Studien unterscheidet sich allerdings innerhalb der Themen und Teildisziplinen. Insbesondere für die Erforschung osteuropäischer Bildungs- und Sozialgeschichte und das darin eingelagerte Geschlechterverhältnis bestehen durch den politischen Wandel in den vergangenen Jahren neue Möglichkeiten, wofür u. a. die Forschungs- und Vernetzungsarbeit zur Geschichte der Sozialen Arbeit erste Ansätze zeigt (Hering/Waaldijk 2002).

Ausgehend von den Theoriendebatten zur Kulturgeschichte in der Geschichtswissenschaft prüft Baader den kulturwissenschaftlichen Ertrag für die Geschlechterforschung in der historischen Erziehungswissenschaft und fokussiert die Schwächen historischer Rekonstruktionen in Anlehnung an Foucault. Wie Rang beleuchtet auch Baader die historische Geschlechterforschung in der deutschen Erziehungswissenschaft vornehmlich aus methodologischer Sicht und moniert darüber hinaus, dass bislang der Vollzug eines cultural turns weder theoretisch noch methodologisch reflektiert werde.

Das führt zum abschließenden Teil (IV) des Handbuchs, zu Methodologie und Forschungszugängen in der erziehungswissenschaftlichen Frauen-

und Geschlechterforschung. Dieser wird von Ulrike Popp mit einem übergreifenden Beitrag zu besonderen Fragen, Problemen und Möglichkeiten der Methodologie innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung eröffnet. Hier spiegeln sich insgesamt die methodologischen Kontroversen innerhalb der Erziehungswissenschaft der letzten Jahrzehnte wider, wenngleich Popp sich vornehmlich mit der Triangulation befasst und schlussfolgert, dass Frauen- und Geschlechterforschung auf „Zählbares und Erzählbares gleichermaßen angewiesen“ sei (Popp, S. 596). In einem zweiten Beitrag Pops über quantitative Methoden diskutiert sie an empirisch quantitativen Studien den Ertrag für erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung.

Des Weiteren werden vornehmlich Methoden dargelegt, die eher dem qualitativen Paradigma verpflichtet sind, was angesichts der Forschungspraxis der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung sicherlich angemessen ist. Die Leserin erhält hier einen Einblick u.a. in geisteswissenschaftlich- und sozialwissenschaftlich – hermeneutische Zugänge (Mikula/Felbinger), in ethnographische Ansätze (Kelle) oder in der sehr dichten Sprache und Herangehensweise Regina Kleins in tiefenhermeneutische Zugänge.

Insgesamt ist den Herausgeberinnen ein komplexes und vielfältiges Werk gelungen. Die hier versammelten Beiträge und ihre Autorinnen und Autoren repräsentieren das Spektrum der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung im deutschsprachigen Kontext. Damit ist das Handbuch nicht nur Studierenden dringend zu empfehlen.

Sabine Andresen

Literatur

- Becker, Ruth/Kortendieck, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Frankfurt a.M. 2004
- Hering, Sabine/Waaldijk, Berteke (Hg.): Die Geschichte der Sozialen Arbeit in Europa (1900-1960). Wichtige Pionierinnen und ihr Einfluss auf die Entwicklung internationaler Organisationen, Opladen 2002

Gertrud Hüwelmeier: Närrinnen Gottes. Lebenswelten von Ordensfrauen, Münster/New York/München/Berlin: Waxmann 2004.

Beim nachstehend rezensierten Werk handelt es sich um eine an der Humboldt-Universität vorgelegte Habilitationsschrift im Fach Ethnologie. Die Arbeit steht ganz im Zeichen des neu erwachten Interesses an Religion in den Sozial- und Kulturwissenschaften, insbesondere am Thema „Religion und Geschlecht“. Im Mittelpunkt stehen die Ordensfrauen der Kongregation „Arme Dienstmägde Jesu Christi“. Das eher weitläufig formulierte Hauptinteresse liegt darin, „den subjektiven Erfahrungen von Ordensfrauen in einer sich transformierenden Welt nachzuspüren und sie als Akteure in der Gestaltung neuer Formen ihres Gemeinschaftslebens ins Zentrum zu stellen“ (S. 11). Die Autorin vermisst an bisherigen Studien die Untersuchung der Machtstrukturen *innerhalb* der weiblichen Geschlechtergruppe, da sich die meisten Arbeiten mit Herrschafts- und Dominanzbeziehungen zwischen den Geschlechtern beschäftigt hätten. Ein wesentlicher Aspekt ihrer Arbeit liegt daher „in der Frage nach der Herstellung und Aufrechterhaltung ‚patriarchaler‘ Autoritätsstrukturen in einem ausschließlich von Frauen gestalteten Raum“ (S. 13).

Im ersten der fünf Kapitel (S. 19ff.) stellt die Autorin, systematisch und einleitend, den Feldzugang zu den „Armen Dienstmägden Jesu Christi“, die sozialräumliche Lebenswelt und den geschichtlichen Kontext dieser Frauengemeinschaft vor. Unter der Perspektive des inneren Wandels der Kongregationen werden die klösterlichen Räume, die soziale Ordnung und die Organisationsformen sowie die Haupttätigkeiten der Schwestern (Gebet und Arbeit) dargestellt. Anschließend geht die Autorin auf den „Ordensfrühling“ der katholischen Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert ein. Um den starken Mitgliederzuwachs in Frauengemeinschaften zu erklären, bezieht sich Hüwelmeier kritisch auf die „Feminisierung der Religion“, welche sie unter Beachtung des sozialen, politischen und ökonomischen Wandlungsprozesses jener Zeit diskutiert. In diesem Konglomerat von Modernisierungsverläufen findet die Autorin den Grund für die Entscheidung vieler Frauen, eine Existenz außerhalb des bürgerlichen Modells des ehelichen und familiären Zusammenlebens zu entfalten. Abschließend wird die 150 Jahre alte Entstehungsgeschichte der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“ unter demselben Blickwinkel beschrieben.

Der Wiederaneignung und Neuinterpretation der Ordensgeschichte ist das zweite Kapitel (S. 43ff.) gewidmet. Hüwelmeier stellt der Leserschaft das im Auftrag der Ordensfrauen verfasste und von ihnen selbst inszenierte Mysterienspiel „Närrin Gottes“ vor. Im Zentrum des Theaterstücks steht „das Verhältnis von Verrücktsein und Vernunft, von Narrheit und Wahrheit“ (S. 46). In dieser

Dichotomie wird die Wandlung der Ordensgründerin Katharina Kaspar von einer verrückten, ungebildeten Tagelöhnerin zu einer respektierten Generaloberin dargestellt. Die Autorin versteht das Theaterstück einerseits als performative Aneignung und Neuinterpretation der eigenen Gründungsgeschichte und andererseits als Aktualisierung der Spiritualität der Gründerin und damit der Gemeinschaft. Als weiteres zentrales Moment auf dem Weg zu einer zeitgemäßen Betrachtung der eigenen Geschichte sieht die Autorin den Seligsprechungsprozess. Unter Bezugnahme der aufgeworfenen Fragen der seit Ende der 1970er-Jahre geführten postmodernen Diskussion um die „Writing-Culture“ „über Autoren-schaft sowie über die autoritative Rolle in der Produktion von Texten“ (S. 58) analysiert Hüwelmeier zwei gleichzeitig geschriebene Ordenschroniken sowie ein im Zusammenhang mit dem Seligsprechungsprozess entstandenen Bericht über die vom damaligen Superior formulierten Vorwürfe gegen Katharina Kaspar. Die Einwände im Seligsprechungsprozess macht Hüwelmeier vor allem an Klassen-, Geschlechter- und Machtkonflikten zwischen der Ordensgründerin und ihrem damaligen Vorgesetzten fest. Sie analysiert diese Konflikte mit der Weberschen Unterscheidung von Priester (Autorität kraft Amt) und Prophetin (Autorität kraft Charisma). Die Exhumierung der Gebeine Katharina Kaspars und deren Überführung in die Klosterkirche interpretiert die Autorin „als symbolische Lösung eines Geschlechterkonflikts zwischen Priester und Prophetin“ (S. 84).

Im dritten Kapitel (S. 87ff.) werden exemplarisch die Alltags- und Lebensgeschichten von sechs Ordensfrauen aus drei Generationen erzählt. Hüwelmeier geht in den narrativen Interviews Fragen in Bezug auf die Berufungsgeschichten, die Erfahrungen in der Gemeinschaft, Geschlechter- und Machtkonflikte sowie individuelle Bedürfnisse und deren Umsetzung nach. Da den biographischen Interviews der soziale Kontext und damit der kulturelle Deutungszusammenhang fehlt, unterfüttert die Autorin die Erzählungen mit den aus der Feldforschung gewonnenen Ergebnissen der Teilnehmenden Beobachtung. Im Zentrum der methodologischen Auseinandersetzung steht das Verhältnis zwischen Wissenschaftlerin und Forschungs-subjekt hinsichtlich Macht und Abhängigkeit, unterschiedlichen Rollen im Feld sowie der bereits weiter oben aufgeworfenen Frage nach der Autorschaft in Bezug auf die Erzählungen. Die biographischen Interviews werden in Form von Porträts dargestellt. Die Autorin erreicht dadurch auf gelungene Art und Weise, dass weder die Lebendigkeit noch die Erzählstruktur der Selbstentwürfe verloren gehen.

Im vierten Kapitel (S. 151ff.) werden die aus den Feldforschungen und Interviews gewonnenen Erkenntnisse unter Berücksichtigung der Transformationsprozesse erörtert, welche in den meisten (weiblichen) Ordensgemeinschaften seit dem II. Vatikanischen Konzil eingesetzt und zu einem neuen Verständnis der Gelübde Armut, Keuschheit und Gehorsam geführt haben.

Die Auseinandersetzung der Gemeinschaft mit ihrem Ordensnamen „Arme Dienstmägde Jesu Christi“ interpretiert Hüwelmeier vor dem Hinter-

grund dieser Transformationsprozesse. Der Name sei jedoch zugunsten der Erhaltung einer kollektiven Identität der Gemeinschaft nicht geändert, sondern reinterpretiert worden. Für die moderne Auslegung sei nebst der historischen und sozialen Kontextualisierung des Ordensnamens insbesondere dessen religiöse Neudeutung von Belang gewesen.

Die Möglichkeit der Schwestern, die Ordenstracht und den Schleier abzulegen, Zivilkleidung zu tragen und das Kopfhaar zu zeigen, sei ein für die Öffentlichkeit „sichtbarer Ausdruck der Transformationsprozesse“ (S. 163). Die Ordensfrauen beschrieben der Autorin „diese Veränderungen am Körper und auf der Haut [als] die einschneidendsten Erfahrungen der vergangenen Jahre“ (S. 163). Die einzelne Ordensschwester sehe sich mit dem Ablegen des Habits vermehrt mit den Chancen und Risiken der Individualisierung konfrontiert, während die Gemeinschaft aufgrund der Diskurse über Geld, Mode und Konsumkultur das Armutsgelübde neu überdenken müsse. Weiter gehe „mit der Transformation der Kleiderordnung [...] eine Neubestimmung des Verhältnisses von Körper und sozialer Ordnung einher“ (S. 163). In diesem Zusammenhang müsse das Gelübde des Gehorsams reinterpretiert werden, denn die selbstbestimmte Veränderung am persönlichen Erscheinungsbild habe eine Aufweichung langjähriger Machtstrukturen zur Folge.

Ferner werde auch das Gelübde der Keuschheit neu überdacht. Dieses beziehe sich in der Alltagspraxis, so Hüwelmeiers These, in erster Linie auf die „Partikularfreundschaft“, d.h. auf die enge Beziehung zwischen zwei Schwestern. Partikularfreundschaften sind bis zum II. Vatikanischen Konzil mit der Begründung verboten gewesen, sie beeinträchtigten die ausschließliche Hingabe an Gott und widersprächen der Gleichbehandlung aller Schwestern. Gemäß Hüwelmeier werde im Gegensatz dazu heute die Liebesfähigkeit als elementare Fähigkeit im Kontakt zu sich selbst und zum Mitmenschen gesehen. Die Autorin beobachtete einen warmherzigen Umgang unter den Schwestern und ein Herantasten an das auch in der Öffentlichkeit nach wie vor tabuisierte Thema der lesbischen Beziehung. „Langsam entsteht ein neues Verhältnis zum inneren Selbst, zu Affekten und Emotionen, zu Nähe und Distanz“ (S. 185).

Im letzten Teil des vierten Kapitels werden die Transformationsprozesse des Gehorsamsgelübdes analysiert, welches „den Grundpfeiler der politischen Ordnung jeder klösterlichen Gemeinschaft“ (S. 197) bildet. In Abgrenzung zu E. Goffman und M. Foucault entwickelt die Autorin einen Begriff von Gehorsam, bei dem der freie Wille bzw. der „Wille zum Gehorsam“ (S. 197) berücksichtigt wird. Sie geht mit T. Asad davon aus, dass Gehorsam „eine Macht, eine christliche Tugend [ist], die durch Disziplin erworben wird“ (S. 197f.). Anhand bestimmter klösterlicher Disziplinierungstechniken – wie z.B. Rituale der Unterordnung, Bußübungen, Arbeit und Beichte – untersucht die Autorin die Inkorporation von Gehorsam als religiöser Tugend. Obwohl das Gehorsamsgelübde im Klosteralltag nach wie vor wirksam sei, lasse sich eine Aufweichung oder gar Abschaffung bestimmter Disziplinierungspraktiken feststellen.

Im Schlusskapitel (S 215ff.) wirft Hüwelmeier nochmals die Frage nach Macht- und Autoritätsstrukturen zwischen den Geschlechtern, vor allem aber innerhalb der Geschlechtergruppe auf. Hierfür reflektiert sie die in weiblichen Klöstern gebräuchlichen verwandtschaftlichen Begriffe wie Tochter, Braut, Mutter und Schwester hinsichtlich Respekts-, Abhängigkeits- und Autoritätsbeziehungen. Diese Begriffe würden heute in Frage gestellt und neu interpretiert. Abschließend stellt Hüwelmeier fest, dass bei klösterlichen Gemeinschaften nicht von einer „Frauenmacht ohne Herrschaft“ (S. 215ff.) gesprochen werden könne, dennoch würden sich die Schwestern langsam „von vertikalen Macht- und Herrschaftsverhältnissen“ (S. 223) entfernen, „hin zu horizontalen Egalitätsbeziehungen“ (S. 223).

Der Autorin gelang es, das Vertrauen der Ordensfrauen der Kongregation „Arme Dienstmägde Jesu Christi“ zu gewinnen und eine facettenreiche wissenschaftliche Arbeit vorzulegen, die der Leserin/dem Leser einen einzigartigen Einblick in eine der öffentlichen Aufmerksamkeit bisher eher entzogene Lebenswelt gewährt. Bemerkenswert ist das Vorhaben der Autorin, die subjektiven Erfahrungen der Ordensschwestern bezüglich der Transformationen ihrer Gemeinschaft durch unterschiedliche Zugänge und aus den diversen Datenquellen herauszupräparieren. Die verschiedenen Aspekte der Untersuchung werden zwar über die subjektiven Deutungen präzise dargestellt, der konzeptionelle Rahmen im Hinblick auf die Auswahl der Aspekte bleibt jedoch unklar. Diesem Manko hätte eine stringente Anknüpfung an den Geschlechterdiskurs entgegengewirkt, zumal die Fragestellung eine Auseinandersetzung mit Geschlechtertheorien verlangt hätte. Die Ergebnisse wären dann nicht allein auf das Innenleben der klösterlichen Gemeinschaft gerichtet, sondern bekämen eine gesellschaftstheoretische Relevanz. Auch die Analyse der Macht- und Hierarchiestrukturen der Ordensgemeinschaft bleibt innerhalb des institutionellen Rahmens und berücksichtigt deren Einbettung in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge nicht. Auf weiten Strecken unklar bleibt das methodische Vorgehen. Die Autorin beschreibt zwar ihren Feldzugang, ihre Datenquellen und Erhebungsverfahren, Ausführungen zu Auswertungsmethoden, zur Methodentriangulation und zur Verallgemeinerung der Ergebnisse fehlen allerdings gänzlich. Dies ist deshalb schade, weil eine exakte Darlegung des methodischen Vorgehens die Nachvollziehbarkeit der Studie gesteigert hätte. Trotz einiger theoretischer und methodischer Unschärfen gelingt es der Autorin, vor dem Hintergrund einer breit angelegten ethnologischen Untersuchung die Lebenswelt von Ordensfrauen als einer der ältesten Frauengemeinschaften sichtbar zu machen.

Myriam Rutschmann

Monika Simmel-Joachim/Reinhild Schäfer: Frauenstudien zur Sozialen Arbeit. Wie genderbezogenes Wissen in die berufliche Praxis Eingang finden kann, Königstein/Taunus 2005.

Die Frauen- und Geschlechterforschung setzte und setzt sich u.a. mit der strukturellen Bedeutung der Geschlechterordnung und mit geschlechtstypisierenden Einflüssen in Erziehungs- und Bildungsprozessen auseinander. Die Autorinnen untersuchen mit ihrer systematischen Studie berufsbezogene Auswirkungen eines geschlechterbewussten Studiums der Sozialen Arbeit und wollen damit eine Forschungslücke im europäischen Raum schließen. An den Fachhochschulen für Soziale Arbeit werden seit den achtziger Jahren die Frauenforschung und Frauenbewegungen vermehrt thematisiert. In der Ausbildung wird genderbezogenes Wissen vermittelt und für die Umsetzung in die Praxis konkretisiert.

Im Studienschwerpunkt „Soziale Arbeit mit Frauen“ der Ausbildung zur Fachperson in der sozialen Arbeit an der Fachhochschule Wiesbaden waren die Begriffe ‚Frau‘ und ‚Geschlechterverhältnisse‘ zentral. Dieser Studienschwerpunkt war als Projekt angelegt und erfuhr im Verlaufe der untersuchten Periode einige Veränderungen und Anpassungen.

Monika Simmel-Joachim und Reinhild Schäfer haben mit dem vorliegenden Forschungsprojekt diesen Studienschwerpunkt in Bezug auf den Wissenstransfer von Studium, Frauenforschung und Frauenbewegung in die berufliche Praxis evaluiert. Sie wollen damit den Zusammenhang von Studium, beruflicher Praxis sowie Frauenbewegung und Frauenforschung erschließen. Der Forschungsbericht ist gegliedert in eine Beschreibung der Fragestellung und der methodischen Vorgehensweise sowie des Studienschwerpunktes „Soziale Arbeit mit Frauen“, in eine Darstellung der Ergebnisse der mündlichen und schriftlichen Befragung und in Überlegungen zu Möglichkeiten einer geschlechterbewussten Ausbildung in der Sozialen Arbeit.

In Anlehnung an Ute Gerhard gehen die Autorinnen davon aus, dass sich der Einfluss der Frauenbewegung im historischen Verlauf verändert hat. Den sich verschiebenden Fokus von der soziologischen Perspektive in Bildungsfragen zu Fragen nach geschlechtstypischen Lehr- und Lernstrukturen nehmen Monika Simmel-Joachim und Reinhild Schäfer in ihre forschungsleitenden Thesen auf. Dazu unterscheiden sie, gestützt auf Margrit Brückner, drei Phasen in der Sozialen Arbeit und gehen von einer politischen, einer therapeutischen und einer Managementphase aus. Aus der Bedeutsamkeit der Verbindung von Handlungswissen, Theorien der Sozialen Arbeit und der Frauenbewegung, die Tilly Miller und Carmen Tatschmurat beschrieben haben, gewinnen die Autorinnen Fragestellungen zum Einfluss der verschiedenen Faktoren. Zudem berücksichtigen sie, dass sowohl die Frauenbewegung

als auch die Perspektiven der Sozialen Arbeit das Lehrangebot und die Nachfrage bei den Studierenden beeinflussen.

An die Einleitung, die einen Einblick in den Forschungsstand gibt, schließt die Darstellung der empirischen Untersuchung an, die auf einer schriftlichen Erhebung, themenzentrierten Interviews sowie einer Analyse der Entstehung des Projektes zum Studienschwerpunkt „Soziale Arbeit mit Frauen“ aufbaut. Befragt wurden Absolventinnen, die zwischen 1980 und 2000 den Studienschwerpunkt besucht hatten. Damit möglichst viele Absolventinnen erreicht und in die Auswertung einbezogen werden konnten, wurde auf eine Erhebung mittels Fragebogen zurückgegriffen. Zur Analyse der Entwicklung des Studienschwerpunktes wurden Abschlussberichte, Projektberichte und Mitschriften aus Lehrveranstaltungen einbezogen, wie in Kapitel 3 dargelegt wird.

In der Entwicklung des Projektes zum Studienschwerpunkt „Soziale Arbeit mit Frauen“, einer geschlechterbewussten Ausbildung, spiegeln sich die Phasen der Frauenbewegung und der Professionalisierungsgeschichte der Sozialen Arbeit. Zuerst wurde die Soziale Arbeit und die Bildungsarbeit mit Frauen im Sinne der Frauensolidarität antihierarchisch und in einem nicht professionellen Rahmen verstanden. Nach der ersten Phase, die geprägt war von der Frauen- und Friedensbewegung und von einem emanzipatorischen Ansatz, wurde der Differenz zwischen den Frauen bewusster Rechnung getragen. Die Interessen der Klientinnen waren nicht die gleichen wie diejenigen der Sozialarbeiterinnen, und damit wurde ein Thema aufgegriffen, das nicht nur eine Frage der Geschlechter ist, sondern ein Grundthema der Sozialen Arbeit. Die bewusst kritische Auseinandersetzung mit der Frage der Wirkung von sozialpädagogischer Unterstützung auf Klientinnen ließ auch das eigene Rollenverständnis kritisch hinterfragen.

Die Ergebnisse der schriftlichen Befragung (Kapitel 4) zeigen, dass die Mehrheit der Studierenden sich aus frauenpolitischen Gründen für eine Teilnahme am Studienschwerpunkt „Soziale Arbeit mit Frauen“ entschied. Die Vermutung der Forscherinnen, dass sich die Gründe für die Wahl des Schwerpunktes parallel zu der oben beschriebenen Professionalisierungsgeschichte verlagerten, hatte sich nicht ganz bestätigt. Sowohl in den 1980er als auch in den 1990er Jahren waren frauenpolitische Überzeugungen die Motivation. Eine Veränderung ließ sich nur im Bereich „in der Frauenbewegung tätig“ feststellen. Erklärten sich in den 1980er Jahren drei Viertel der Absolventinnen dazugehörig, verringerte sich der Anteil in den 1990er Jahren auf gut die Hälfte der Absolventinnen.

In Bezug zum Wissenstransfer wurde deutlich, dass die Teilnahme am Studienschwerpunkt sowohl die berufliche Arbeit als auch die private Lebensführung beeinflusste. 90 Prozent der Befragten waren überzeugt, von den im Projekt erworbenen Kenntnissen profitiert zu haben. Dies kann als ein Indiz gedeutet werden, dass das Studienprojekt eine sinnvolle und nützliche

Einrichtung ist. Die Aussagen der interviewten Absolventinnen des Projekts bekräftigen, dass das in der Ausbildung erworbene Wissen für die Entwicklung einer geschlechterbewussten Professionalität wichtig ist.

Die Gewichtung des Theoriewissens für das berufliche Handeln spaltete die Untersuchungsgruppe. Gut die Hälfte der Absolventinnen erachtete das theoretische Fachwissen als relevant, die restliche Gruppe meinte, dass ihnen dieses Wissen im beruflichen Handeln nichts nütze. Obwohl die zweite Gruppe keinen Zusammenhang zwischen theoretischem Ausbildungswissen und Berufspraxis sieht, stellt sie fest, dass die theoretische Auseinandersetzung zu mehr Toleranz und Verständnis in der Arbeit mit Frauen in Krisensituationen geführt hat. Das lässt die Autorinnen vermuten, dass ein Ausbildungswissen für die Gender-Frage mindestens für einen Teil der Studierenden erst in zweitrangiger Form wirksam wird. Mit einer Ausbildung, die methodische Schritte vermittelt, wie eine geschlechterbewusste Soziale Arbeit in allen Feldern der Praxis umgesetzt werden kann, erhoffen sie sich einen verbesserten Theorie-Praxis-Transfer. In den Schlussüberlegungen (Kapitel 6) fordern sie deshalb, dass vermehrt Konzepte für eine geschlechterbewusste Ausbildung erarbeitet werden müssten. An den Textteil schließt eine Dokumentation mit Fragebogen, Projektkonzept und Unterlagen für die Studierenden an. Dies ermöglicht, die Ergebnisse nachzuverfolgen.

Die Autorinnen liefern eine differenzierte Analyse der Evaluationsergebnisse, die auch den Kontext miteinbezieht. Was sie zu Beginn einlösen wollen, die Lücke in der Forschungslandschaft zu schließen, gelingt ihnen exemplarisch. Interessant wäre, inwieweit sich die Ergebnisse generalisieren lassen. Ein Problem, das alle Pilotprojekte begleitet, nämlich dass die am Projekt Beteiligten überdurchschnittlich engagiert sind und somit nur bedingt die Realität abbilden, können auch die beiden Forscherinnen nicht umgehen. Die Zahl der befragten Personen ist klein (45 schriftlich und 10 mündlich) und daher scheint das Ergebnis eher nicht repräsentativ. Dennoch postulieren die Autorinnen zu Recht, dass ein systematischer und kontinuierlicher Einbezug der Geschlechterperspektive in das Studium der Sozialen Arbeit wichtig und ertragreich ist und fordern weitere empirische Untersuchungen um dieses Ergebnis zu unterstützen. Monika Simmel-Joachim und Reinhild Schäfer haben dazu einen ersten wichtigen Beitrag geleistet.

Sylvia Bürkler

**Barbara Rendtorff: Kindheit, Jugend und Geschlecht.
Einführung in die Psychologie der Geschlechter,
Weinheim/Basel/Berlin: Beltz Verlag 2003.**

Drei Aufgaben hat sich die promovierte Soziologin und habilitierte Erziehungswissenschaftlerin Barbara Rendtorff in ihrem 2003 erschienenen Buch „Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter“ gestellt: Über „den Stand der Geschlechterforschung in Bezug auf verschiedene Aspekte kindlicher Entwicklung“ zu informieren, die „Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit eines Kindes für seine Entwicklung“ zu erörtern sowie „eine eigene, von Geschlechtertheorie und psychoanalytischem Denken aus entwickelte Sichtweise auf die kindliche, die menschliche Entwicklung stark“ zu machen.

Diese Sichtweise kennzeichnet sich insbesondere durch einen Blick auf jene Wechselwirkungen zwischen (geschlechtlichem) Körper, Psyche und sozialer Geschlechterordnung, die dazu führen, dass „Mädchen und Jungen die gleiche Arbeit des Großwerdens mit unterschiedlichen Werkzeugen und auf verschiedenen Wegen bewerkstelligen müssen“. Entwicklung ist somit bei Rendtorff immer schon geschlechtliche Entwicklung, jedoch – darin liegt eine zentrale Pointe von Rendtorffs Argumentation – müssen daraus resultierende Geschlechterordnungen und Geschlechtsidentitäten keinesfalls notwendig auf die uns geläufigen Formen hinauslaufen. Die gegenwärtigen Formen – auch das zeigt Rendtorff auf – bergen für Jungen wie Mädchen je eigene Entwicklungsrisiken.

Diese Argumentation entfaltet Rendtorff in fünf Kapiteln und zeichnet dabei anhand zahlreicher Studien ein facettenreiches Bild des Aufwachsens von Mädchen und Jungen sowie einen Einblick in ausgewählte Diskussionsstränge der Geschlechterforschung zu Themen und Aspekten kindlicher Entwicklung.

Eine Stärke ihres Ansatzes liegt darin, sozialisierende Einflüsse mit der innerpsychischen Entwicklung komplex und differenziert zusammenzudenken und damit insbesondere für pädagogische Fragestellungen nach einer adäquaten Gestaltung von Entwicklungskontexten vielfältige Antworten und Anregungen bereitzuhalten.

Die beiden Eingangskapitel dienen zunächst der allgemeinen Einführung in die beiden Bezugsgrößen „Geschlecht“ und „Entwicklung“ mit einem jeweiligen Schwerpunkt auf psychoanalytische Sichtweisen.

Geschlecht(lichkeit) – das ist mit Rendtorff im Anschluss an Lacan, Derrida und Irigaray vor allem Geschlechterdifferenz, jedoch nicht im Sinne einer unterschiedlichen „Wahrheit von Männlichkeit und Weiblichkeit“, sondern als „Differenz-in-sich“, als „Dynamik“, die allen Menschen innewohnt und „weder Trennung noch Verbindung [ist], sondern Unterscheidung im

Aufeinander-verwiesen-sein“. Soziale Geschlechterordnungen dienen der Beruhigung dieser inneren Differenzen. Die gegenwärtige Form ist Ausdruck einer Spaltung, mit der zwei „unterschiedlich ausgeformte Entitäten Mann und Frau als getrennte ab[gesondert werden], indem [...] ihnen unterschiedliche, als selbst naturhaft ausgegebene Seinsweisen, Geschlechtscharaktere, Interessenslagen usw.“ zugeschrieben werden.

Geschlechterdifferenz verweist somit unmittelbar auf die grundsätzliche „Gespaltenheit des Subjekts“: Der Mensch lebt in beständigen Spannungen „zwischen einander widersprechenden Strebungen, die aber gleichzeitig und gemeinsam auftreten: Liebe und Hass, Kontrolle und Auflösung, der Wunsch nach Nähe und Verschmelzung und nach Autonomie“. Diese Spannungen werden im psychoanalytischen Konzept des Triebes erfasst und sind als „Begehren“ der Motor jeder individuellen und gesellschaftlichen Entwicklung. Diese hat insofern immer mit „Verlust zu tun, mit der Notwendigkeit, etwas aufzugeben, sich zu trennen, sich als getrennt zu begreifen“.

Rendtorff skizziert diese anspruchsvollen theoretischen Gedanken auf knappem Raum. Sie sind eingebettet in eine Bewertung des gegenwärtigen Stands von Frauenpolitik und Geschlechterforschung (Kapitel 1), einen knappen Überblick über weitere entwicklungstheoretische Ansätze sowie die Grundzüge psychoanalytischer Theorie(n) und deren Geschlechterbilder (Kapitel 2).

Es vermittelt sich der Eindruck großer Sachkenntnis der Autorin, jedoch sind die Ausführungen an vielen Stellen so dicht und voraussetzungsvoll, dass sie Neulinge in der Thematik mit mehr Fragen als Antworten zurücklassen werden. Ihnen muss man raten, sich in Geduld zu üben: Vieles erhellt sich in den Kapiteln drei bis fünf, die nun am Gegenstand explizieren, wie es im Zusammenwirken einer Vielzahl von Faktoren zu der unterschiedlichen „psychosexuellen Dynamik“ kommt und wie sich diese auswirkt.

Rendtorff gliedert die kindliche Entwicklung in drei Phasen, die sich durch unterschiedliche „Themen“ voneinander abgrenzen: Kapitel 3 behandelt die „Frühe Kindheit“ bis ca. 6 Jahre mit dem Schwerpunkt innerpsychische „Strukturbildungen“, Kapitel 4 die „Mittlere Kindheit“ bis ca. 12 Jahre mit dem Schwerpunkt „Sozialisierungseinflüsse“ und Kapitel 5 die Jugendphase bis 18 Jahre mit dem Schwerpunkt „Einen eigenen Platz finden in der Welt“.

Der frühen Kindheit nähert sich Rendtorff in vier „Durchgängen“. Sie zeichnet nach, wie die „unterschiedliche Anatomie bzw. Morphologie“ von Jungen und Mädchen, die unterschiedliche Positionierung von Vater und Mutter innerhalb der symbolischen Ordnung sowie die gegenwärtige Geschlechterordnung nicht nur Körpererfahrungen, sondern auch die Errichtung einer inneren Ordnung, das Verhältnis zum Anderen und die Positionierung des Kindes in Familie und Welt je nach Geschlechtszugehörigkeit spezifisch prägen.

Das Thema der mittleren Kindheit ist die „Beeinflussbarkeit und Beeinflussung der Kinder“, u.a. durch „Beziehungen“ (Eltern, Familie, Peer-groups), „Medien“ (Kinderbücher, Spielsachen und Computerspiele) sowie „Kindergarten und Schule“. Dabei lenkt Rendtorff den Blick auf die vielfältigen und oftmals subtilen „Geschlechtstypisierungen“ und „Naturalisierungen“ im Rahmen dieser Sozialisationsprozesse, die „Körper und Selbstbildformen und den geschlechtstypischen Erwartungen anpassen.“

Im Zentrum der psychosexuellen Entwicklung der Jugendphase steht schließlich die Aufgabe, sich mit dem „sexuell gewordenen Körper zu befassen und diese Erlebnisdimensionen in das Körperbild zu integrieren.“ Rendtorff widmet sich in diesem Kapitel u.a. den körperlichen Veränderungsprozessen während der Pubertät, dem Zusammenhang von Menstruation und Masturbation, sexuellen Wünschen und Phantasien sowie dem sexuellen Erleben von Jungen und Mädchen. Darüber hinaus führt sie aus, inwiefern Essstörungen und „selbstschädigendes Verhalten“ (wie das „Ritzen“) in psychoanalytischer Perspektive als „Umleitung sexueller Spannungen“ verstanden werden können.

Zusammenfassend eröffnet Rendtorffs Buch eine differenzierte und vielschichtige Perspektive auf Entwicklungsprozesse in Kindheit und Jugend. Ihre Ausführungen sind im Ganzen sehr anschaulich zu lesen, unpräzise geschrieben und argumentativ nachvollziehbar. Dies passt gut zu einer „Einführung“, als die der Untertitel das Buch ausweist.

Jedoch bleibt die Autorin gerade in der Darstellung von theoretischen Zusammenhängen und den psychoanalytischen Grundlagen knapp und manchmal ungenau. Lacans Modell der drei Register des Realen, Imaginären und Symbolischen, das eine so prominente Stellung in ihren Ausführungen zur Geschlechtsidentität beansprucht, wird nur grob *benannt*, jedoch nicht *hergeleitet* und *erklärt*. Auch zentrale Begriffe werden nicht definiert: So z.B. „Geschlechtstypisierung“ und „Sexuiert“ sowie das voraussetzungsvolle Konzept „Signifikat – Signifikant“, auf das wiederholt Bezug genommen wird.

Aus theoretischer Perspektive bleiben offene Frage: Obwohl Rendtorffs Konzept von Geschlecht(-lichkeit) eine vorsoziale körperliche Dimension umfasst (z.B. die „morphologischen und anatomischen Unterschiede“ und die „Gebärfähigkeit“) erinnert sie an anderer Stelle daran, dass „unser Körper nur sozial und symbolisch geformt und interpretiert existiert.“

Des Weiteren beschreibt sie in der Einleitung das Entwicklungsziel, „im eigenen Geschlecht anzukommen, sich mit der eigenen Geschlechtlichkeit mit all ihren Möglichkeiten und Einschränkungen zu versöhnen“. Es stellt sich die Frage, wie sich ein solches „Ankommen“ mit der konstitutiven (und doch wohl uneinholbaren) „Gespaltenheit des Subjekts“ verträgt.

Anzuregen bleibt auch, die Heterosexualisierung des Begehrens in die Darstellung der kindlichen und adoleszenten Sozialisation deutlicher einzu-

beziehen und als Bestandteil jener polarisierten (und polarisierenden) Geschlechterordnung auszuweisen. Auffallend ist, dass auch die Autorin unter der Überschrift „Sexualität – männlich-weiblich“ nur über Beziehungsdynamiken heterosexuell begehrender Jugendlicher schreibt.

Zu diskutieren wäre des Weiteren, ob die eingangs von Rendtorff geäußerte Bewertung der konstruktivistischen Geschlechterforschung wirklich stichhaltig ist, dass mit jener der „Aspekt gesellschaftlicher Macht und Definitionsmacht aus der Debatte (und aus den Forschungsfragen) [verschwindet]“.

Trotz dieser Einwände ist es ein sehr lesenswertes und gelungenes Buch. Seine Stärke liegt darin, dass die Autorin Entwicklung als immer schon geschlechtliche theoretisiert und damit z.B. einer geschlechtersensiblen Pädagogik vielfältige Anregungen liefert. Zudem nimmt Rendtorff die komplexen Prozesse in den Blick, die im Zusammenspiel von „geschlechtstypisierender“ Sozialisation und innerpsychischen Prozessen zur Ausbildung von Unterschieden zwischen Jungen und Mädchen führen können. Mit dieser Integration der Psyche beleuchtet sie jenen Raum, den die konstruktivistische Geschlechterforschung i.d.R. nicht erfasst und der für die Pädagogik doch so zentral ist: das Innenleben der Individuen.

Susann Fegter